

*Die Besitznahme des Landes durch die
Vereinigten Staaten*

Die Sommerwochen, die über das Schickfal des Landes entscheiden sollten, begannen für mich mit einem Zug gegen die Indianer, den letzten, den ich gegen sie unternehmen mußte.

Als General Castro und seine Offiziere die Gefahr, die der mexikanischen Herrschaft drohte, erkannt hatten, wiegelten sie die Indianer auf, um mich und die weißen Siedler niederzumachen, die Häuser zu zerstören und die Weizenfelder niederzubrennen. Mokelumne-Indianer, teilweise gut gekleidet und ausgerüstet, kamen Anfang Juni nach meinem Fort, wie es schien zu einem freundschaftlichen Besuch. Sie hatten lange Unterredungen mit den einflußreichen Häuptlingen meiner Indianer und in einer Nacht brachen sie in mein Potrero (eine Umzäunung für die Pferde) ein und verfluchten die Pferde fortzutreiben. Der Wacht-

posten am Tor hatte das Geräusch gehört und benachrichtigte mich sofort. Ich begab mich mit sechs Bewaffneten an Ort und Stelle, aber es war den Räubern gelungen, durch den Wald zu entkommen. Ich ließ eine starke Wache bei den Pferden und bereitete einen Kriegszug vor. Die Mokelumne-Indianer waren christliche Eingeborne, die früher den Missionen gehört hatten.

Am 3. Juni verließ ich mit Major Reading und den meisten meiner Angestellten das Fort.

Als wir den Mokelumnefluß auf Flößen durchquerten, kippte eins dieser Flöße um. Zehn Flinten, sechs Pistolen, eine beträchtliche Quantität Munition und die Kleider von vierundzwanzig Leuten gingen verloren. Reading und ein anderer Mann wurden nur mit größter Mühe vom Ertrinken gerettet. Ein Teil meiner Mannschaft, welcher der Kleider und Waffen verlustig gegangen war, mußte zurückbleiben. Die übrigen marschierten die ganze Nacht hindurch, ohne auf den Feind zu stoßen.

Bei Sonnenaufgang ruhten wir ein wenig und sandten einige Leute zur Rekognoszierung aus. Plötzlich kam ein Hund in unser Lager gelaufen, von dem wir wußten, daß er den Indianern gehörte. Fast zu gleicher Zeit kam ein Bote des Vortrupps in gestrecktem Galopp angesprengt und rief uns zu, daß die Leute schon in ein Gefecht verwickelt seien. Wir warfen uns auf die Pferde und jagten in höchster Eile den Kameraden zu Hilfe. Als wir außer Atem auf dem Kampfplatz ankamen, waren schon verschiedene meiner Leute verwundet und kampfunfähig. Wir unterhielten ein lebhaftes Feuer, bis die Indianer flohen und in einer großen, von Bäumen und Gesträuch verdeckten Höhle am Ufer des Calaverasflusses Schutz suchten. Von dort aus beschossen sie uns aufs heftigste mit Pfeil und Bogen. Wir erwiderten das Feuer und töteten eine ganze Anzahl Feinde, während es auf unserer Seite wohl viele Verwundete, aber keine Tote gab. Als unsere Munition zu Ende ging, hielten wir es für richtiger, die Belagerung der Höhle aufzugeben und uns langsam zurückzu-

ziehen. Als wir aus dem Gesichtskreis der Feinde waren, marschierten wir eiligst davon, kreuzten den Mokelumnefluß und waren am 7. Juni wieder in Neu-Helvetien.

Wenig später kam Kommodore John D. Sloat mit seiner Flotte nach Monterey und nahm das Land für die Vereinigten Staaten in Besitz. Mexiko schuldete England eine beträchtliche Summe und England hatte selbst ein Auge auf Kalifornien geworfen, dessen Besitz die mexikanische Schuld reichlich aufgewogen hätte. Wäre Sloat einen Tag später nach Monterey gekommen, so wäre meiner Meinung nach Kalifornien heute zweifellos englischer Besitz. Francisco Arce, Leutnant im kalifornischen Heer, auf den ich weiter unten wieder zu sprechen kommen werde, sagte mir eines Tages: „Kalifornien ist gleich einem schönen Mädchen, jeder möchte es besitzen.“²⁹ Gleichzeitig mit der Besetzung Montereys lief das amerikanische Kriegsschiff „Portsmouth“ unter Kapitän John B. Montgomery in den Hafen von Yerba Buena ein.

Inzwischen war Fremont ins Tal zurückgekehrt und lagerte bei den Buttes, einem Gebirgsstock bei Marysville (Neu-Mecklenburg). Er sammelte all die Ansiedler um sich und zog langsam das Tal hinab.

Am Abend des 8. Juni kam Leutnant Francisco Arce mit acht Soldaten, welche eine große Pferdeherde, die General Valejo in Sonoma für die kalifornische Reiterei gesammelt hatte, nach Monterey bringen wollten. Sie mußten über mein Fort kommen, weil es am Sacramentofluß keine andere Fährge gab. Am nächsten Tage, nachdem Arce nach Murphys Farm weitergeritten war, kam eine Gesellschaft von sechs bewaffneten Amerikanern unter Führung von Ezeziel Merritt, einem Mountainier, der früher lange bei mir gearbeitet hatte und jetzt in Fremonts Diensten stand. Er verfolgte den kalifornischen Pferdetransport und es gelang ihm noch am gleichen Tage ihn einzuholen. Die paar Mann, die Arce bei sich hatte, leisteten keinen Widerstand.

Merritt nahm die Pferde für Fremont in Beschlag und ließ Aree und seinen Leuten nur je ein Reittier, um nach Monterey zu gelangen.

Am folgenden Tage erschien Fremont mit seiner gesamten Streitmacht vor den Toren meiner Feste. Merritt, Kit Carlon und alle Ansiedler waren bei ihm, im ganzen etwa hundert Mann. Ich öffnete ihnen die Tore und sie gingen in meinem Fort aus und ein, wie es ihnen beliebte. Fremont selber schlug ein oder zwei Meilen flussaufwärts sein Lager auf. Er betrachtete mich als seinen Verbündeten. Tatsächlich hatte ich ja durch das Öffnen der Tore meiner Feste der mexikanischen Lehnspflicht entsagt und mich für die Vereinigten Staaten erklärt. Fremont wußte, daß ich auf seiner Seite war; jeder wußte das. Trotzdem schien er mich zu meiden, ohne daß es zu einem Wortwechsel gekommen wäre. Als mir Fremonts Benehmen auffiel, sagte ich zu Kit Carlon: „Fremont scheint mich unfreundlich zu behandeln.“ „Denkt an Euren Brief“, erwiderte Carlon.

Kurz darauf verließ Fremont die Gegend und begab sich nach Sonoma. Er nahm meine besten Indianer und alle meine Arbeiter mit sich. Im Fort ließ er eine kleine Besatzung von acht bis zehn Leuten. Ich glaubte damals, daß dies geschah, um mich zu unterstützen; später erfuhr ich, daß er die Leute nur dagelassen hatte, um mich zu beobachten. Das Fort blieb jedoch unter meinem Befehl; kein Versuch wurde gemacht, mich meines Kommandos zu entheben. Ich wurde allgemein als Offizier im Dienste der Vereinigten Staaten angesehen.

Am 16. Juni brachten Merritt und Carlon die Nachricht, daß Sonoma von den Amerikanern besetzt worden sei. Am Abend des gleichen Tages wurden General Vallejo, Prudon, Leese, Salvador Vallejo und Julio Carrillo, ein Neffe Vallejos, unter einer Bedeckung von fünfzehn bis zwanzig Mann als Kriegsgefangene nach dem Fort gebracht und mir übergeben. Fremont hatte die Herren aus den Betten geholt und gefangen genommen. Unmittel-

bar danach hatte eine Freibeuterfchar, aus Anhängern von Fremont bestehend, in Sonoma die Bärenflagge gehißt. Ich mißbilligte Fremonts Handlungsweise; ich glaubte, daß die Gefangennahme nicht nur unnötig, sondern auch höchst ungerecht war. Ich behandelte die Gefangenen wie meine Gäste. Sie erhielten die besten Zimmer, aßen an meinem Tisch und wurden nicht bewacht. Ich hielt es für völlig überflüssig, strenger mit ihnen zu verfahren. Obgleich sie alle große Landbesitzer waren und eine Fluchtgefahr nicht bestand, wurden sie doch von Fremonts Leuten scharf beobachtet.

In meinem Fort war jetzt ein ständiges Kommen und Gehen. Offiziere, Meldereiter, Abteilungen amerikanischer Truppen, Freiwillige für Fremont kamen fast täglich durch. Der letztere lagerte mit zweihundert Mann an der Gabelung des Americanflusses. Am 21. Juni erschien er bei mir und beklagte sich, daß ich die Gefangenen zu gut behandelte. Seine Leute hatten ihm erzählt, daß sie meine Tischgäste seien und daß ich mit ihnen spazieren ginge. Er fragte mich barfch, ob ich nicht wisse, wie man Kriegsgefangene zu behandeln habe. „Gewiß, Kapitän Fremont“, erwiderte ich, „das weiß ich. Ich bin selber Kriegsgefangener gewesen. Übernehmen Sie die Gefangenen gefälligst selber; ich will nichts mehr mit ihnen zu tun haben.“ „Wem soll ich sie aber übergeben?“ fragte er. „Ist ihr Sekretär zuverlässig?“ Ich sagte ihm, daß Mr. Locker ein Ehrenmann sei und daß er ihm vertrauen könne.

Aber Locker gefiel die Aufgabe eines Gefangenenwärters ebensowenig. Er verließ uns bald, um als Kriegsfreiwilliger einzutreten. Die Gefangenen wurden alsdann Bidwell anvertraut, der ihnen ebensoviel Freiheit ließ, wie ich es getan hatte. Er unterrichtete Prudon im Englischen und lernte von ihm Spanisch. Ich besuchte die Gefangenen oft, bis Dr. Townsend mir den guten Rat gab, das zu unterlassen, wenn ich nicht bald ein Gefangener in meinem eigenen Hause sein wollte. Unter Fremonts Offizieren

befanden sich einige, die nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. Bidwell schämte sich dieser Gesellschaft und ersuchte um seine Entlassung. „Um Gottes Willen“, sagten die Leute zu Fremont, „lassen Sie nicht Bidwell gehen; er ist der beste Mann, den Sie haben.“ Fremont übertrug darauf Bidwell den Befehl über die Mission San Luis Rey, und mein früherer Sekretär erledigte sich seines Auftrages so gut, daß die Indianer nach der Mission zurückkamen und ihre Arbeit wieder aufnahmen. Es war bedauerlich, daß Bidwell trotzdem wenig später seines Kommandos enthoben wurde.

Am 28. Juni, spät in der Nacht, sandte mir Kommodore Montgomery durch den Befehlshaber in Sonoma, Leutnant Joseph Revere, ein Sternbanner mit dem Befehl, es bei Tagesanbruch über meiner Feste zu hissen. Lange vor Sonnenaufgang alarmierte ich das Fort und ließ die Kanonen bereitstellen. Unter dem Donner der Geschütze, die so lange feuerten, bis alle Fensterscheiben geplatzt waren, gingen die Sterne und Streifen an dem Flaggenmast in die Höhe. Nicht wenige machten lange Gesichter; sie glaubten, daß sie unter der Bärenflagge mehr Gelegenheit zum Plündern gefunden hätten. Die Gefangenen aus Sonoma, die nicht wußten, worum es sich handelte, waren nicht wenig erstaunt. Ich ging zu ihnen und sprach: „Jetzt, meine Herren, sind wir unter dem Schutz einer starken Flagge und brauchen keine Angst mehr zu haben miteinander zu verkehren. Fremont hat sich wie ein Tyrann betragen.“ Wir freuten uns alle, daß die Anarchie vorüber war.

Fremont erhielt den Befehl, nach Monterey zu gehen, und Montgomery belegte alle Orte des nördlichen Kaliforniens mit Besatzungen. Zu mir kam Leutnant John Misroon. Aus hundert Weißen und Indianern organisierten wir die Garnison. Ich erhielt den Befehl über mein Fort. Nach etwa zwei Monaten sandte mir Kommodore Stockton den Befehl, die Gefangenen zu entlassen. Ich war sehr froh darüber. Sie dankten mir für erwiesene Gast-

freundschaft; Vallejo und ich, die bisher in Feindschaft gelebt hatten, wurden gute Freunde.

Dann aber setzte eine Reaktion ein. Jetzt, nachdem die Amerikaner das Land besetzt hatten, erhoben sich die Kalifornier, um sie zu vertreiben. Fremont sandte zu mir um Hilfe und bat mich, selber zu kommen. Er hatte zu Oberst Russell, der mir sein Erfuchen überbrachte, gesagt, daß ich der einzige Mann wäre, die Indianer in Schach zu halten. Ich sagte Russell, daß ich von Montgomery den Befehl erhalten hätte, die Feste zu verteidigen und daß ich nicht persönlich kommen könne. Ich versprach jedoch, Hilfe zu senden. Im Sacramentotalen befand sich damals eine Abteilung Walla-Walla-Indianer. Diese fragte ich, ob sie um Sold in Fremonts Dienste treten wollten. Der Stamm war sehr kriegerisch und nahm das Angebot mit Freuden an. François Gendreau, ein Kanadier, der eine indianische Frau hatte, wurde von mir zum Kapitän der Walla-Walla-Leute gemacht. Von den Eingebornen am Stanislaus und am Mokelumne, alten Pferdedieben, die sich gebessert hatten, bildete ich eine weitere Kompanie unter José Jesus, einem christlichen Indianer. Zum Kommandanten der beiden Abteilungen ernannte ich einen Amerikaner namens Burroughs, der jedoch schon im ersten Treffen getötet wurde. Die Walla-Walla-Indianer, die nur einen Toten verloren, kamen von dem Feldzug mit reicher Beute beladen zurück.

Ich hielt mein Fort im Auftrage der neuen Regierung bis zur Ankunft der New Yorker Freiwilligen im Mai 1847. Eine Kompanie dieses Regiments wurde als Besatzung über Sonoma und meine Besetzung verteilt. Ich quartierte die Leute in meinem Fort ein.⁹⁹ Die Offiziere aßen an meinem Tisch, die Soldaten beköstigten sich selbst. Meine Soldaten erhielten keinerlei Sold und ich selber erhielt keinen Pfennig für meine Dienste. Die Musterrollen der Indianer waren verloren gegangen und sie beschwerten sich, daß die Amerikaner nicht besser bezahlten als die Mexikaner.

Die Walla-Walla-Indianer, die von Fremont nichts erhalten hatten, beschuldigten mich, ein falsches Spiel getrieben zu haben und drohten mit Krieg. Ich beruhigte sie, indem ich ihnen die herrenlosen, abgerittenen Pferde schenkte, die sich beim Fort umhertrieben. Erst nach vielen Monaten, Anfang August 1847, erschien Major J. H. Cloud, der Zahlmeister des Heeres, in Begleitung von Kapitän Folsom in meinem Fort, um die Soldaten abzulöhnen. Cloud, der sich ein paar lange spanische Sporen gekauft hatte, ging so unvorsichtig damit um, daß er vom Pferde geworfen und so schwer verletzt wurde, daß er bald darauf starb.

Im Sommer 1847 war der Krieg beendet und Kalifornien fest in den Händen der Amerikaner. Am 13. Juni empfing ich den Besuch des Generals Kearney. Ich ließ einen Salut von elf Schüssen feuern, die Garnison in Parade aufstellen und gab dem Stabe des Generals ein Festessen. Fremont, dessen eigenmächtiges Handeln den Militärbehörden zu viel geworden war, befand sich in Kearneys Gefolge als Gefangener. Am 16. Juni verließ mich der General, um über die Gebirge nach dem Osten zurückzukehren. Einen Monat später traf ich mit Kommodore Stockton, der sich mit seinem Kommando ebenfalls auf dem Rückmarsch übers Gebirge befand, in seinem Lager zusammen. Ich machte ihm mein bestes Pferd zum Geschenk. Am 25. August endlich passierte das Mormonen-Bataillon mein Fort auf seinem Marsch nach dem Großen Salzsee. Die New Yorker Freiwilligen blieben in Neu-Helvetien bis zum Ausbruch des Goldfiebers. Dann desertierten die meisten, um im Gebirge Gold zu graben, und das Regiment mußte aufgelöst werden.

Der Bau der Mühlen und die Entdeckung des Goldes

Nach dem Kriege nahm mein Unternehmen einen neuen Aufschwung. Es gab jetzt genug Handwerker im Lande und ich konnte meine Werkstätten vergrößern. Die neuen Einwanderer waren gute Kunden und die Anwohner der Bai von San Francisco kamen nach dem Fort, um Schuhe, Sättel, Hüte, Sporen und andere Artikel bei mir zu kaufen. Weite Getreidefelder bedeckten den Boden, der noch vor wenigen Jahren brachgelegen hatte; der Bestand an Pferden, Rindern und Schafen vermehrte sich von Jahr zu Jahr.

Schon vor dem Kriege hatte ich drei Meilen unterhalb von Neu-Helvetien die Stadt Suttersville gegründet. Ich hatte eine Stelle gewählt, die sich besser zur Anlage einer Großstadt eignete als die unmittelbare Umgebung des Forts. Der Boden war hoch und gegen Überschwemmungen geschützt. Von hier aus konnte auch eine trockene Straße ins Gebirge gebaut werden. Im Jahre 1846 errichtete der Lothringer Georg Zinns in Suttersville ein Haus aus gebrannten Ziegeln, das erste im Sacramentotal. Eine ganze Reihe unternehmungslustiger Händler, darunter Dr. Mc Kinstry und John McDougal, der spätere Gouverneur von Kalifornien, brachten Schiffsladungen mit Waren nach der neuen Stadt und verhalfen ihr zu schneller Blüte.

Im Sommer 1847 beschloß ich den Bau zweier Mühlen, einer Mahl- und einer Sägemühle, denn ich hatte jetzt genügend Arbeitskräfte zur Verfügung. Die Mahlmühle wurde vier Meilen oberhalb von Neu-Helvetien am Americanfluß angelegt. Durch den Bau eines Dammes und der Anlage eines vier Meilen langen Gerinnes ließ sich ein gutes Gefälle schaffen. Die Mühle war noch nicht fertig, als das Gold entdeckt wurde. Ein großes Gebäude war errichtet worden, und vier Paar Mühlsteine, sowie die nötigen Maschinen waren zur Stelle. Innerhalb von sechs Wochen

hätte die Mühle in Betrieb gesetzt werden können, wäre das Geheimnis des Goldfundes so lange gewahrt worden.

Die Sägemühle mußte fast vierzig Meilen vom Fort entfernt im Gebirge gebaut werden, denn das Tal selber war arm an Baumwuchs. Mit dem Bau dieser Mühle beauftragte ich den Zimmermann John Marshall, einen Sohn New Jerseys. Er war ein guter Handwerker, der Räder, Spindeln, Pflüge und ähnliche Dinge anfertigen konnte. Er war ein eigenartiger Mensch, der sich mit jedem herumtritt; außerdem war er ein Spiritualist. Er kleidete sich in Hirschleder und trug einen bunten mexikanischen Schal. Ich hielt ihn immer für etwas verrückt, obgleich ich sonst ausgezeichnet mit ihm auskam.

Als ich mit Marshall über den Bau einer Sägemühle sprach, gab er mir zu verstehen, daß er sich zutraute, das Werk auszuführen. Ich versprach dem Schotten einen Gewinnanteil an der Mühle, obgleich ich die ziemlich hohen Kosten allein decken mußte. Schon am 31. Juli ging Marshall mit einem Indianerhäuptling ins Gebirge, um ein passende Stelle auszufuchen. Dies war jedoch leichter gesagt, denn getan. Er mußte noch mehrere Reifen machen, zweimal von mir begleitet, ehe er sich endlich für Coloma (indianisch Cul-luma) entschied.

An guten Arbeitskräften war glücklicherweise kein Mangel. Wie schon oben erwähnt, war bald nach der Ankunft des Generals Kearney ein Bataillon Mormonen nach Kalifornien gekommen. Sein Befehlshaber war St. George Cooke, damals ein Kapitän in der Armee der Vereinigten Staaten, später zum General befördert. Das Bataillon bestand aus 800 oder 1000 Mann, mit Ausnahme des Kapitäns alles Anhänger der Mormonenkirche. Wenn ich mich recht erinnere, wurden sie in Council Bluffs oder jedenfalls in jener Gegend organisiert. Sie kamen nach Kalifornien, um auf Seiten der Amerikaner am mexikanischen Kriege teilzunehmen; da der Feldzug bei ihrer Ankunft aber schon beendet war, erhielten sie ihre Löhnung und wurden entlassen. Da sie alle nach

dem Großen Salzsee zurückkehren wollten, durften sie ihre Waffen behalten. Einige fanden Arbeit in San Jose, während Mr. Jared Sheldon etwa zwanzig Mann beim Bau einer Mahlmühle am Cofumnefluß anstellte. Ungefähr achtzig Leute, worunter sich einige gute Mechaniker befanden, wurden von mir angeheuert. Alle waren sehr froh, Arbeit zu finden, um mit dem verdienten Geld Pferde und Vieh kaufen und in die Heimat nehmen zu können. Es waren sehr anständige Leute, und sie schieden später von uns im besten Einvernehmen. Fast alle kehrten schon vor der Entdeckung des Goldes an den Salzsee zurück.

Am 28. August 1847 begab sich Marshall mit siebzehn Mormonen und fünf andern Männern zum Bau der Sägemühle nach Coloma. Die Frau des deutschen Müllers Peter Weimar ging als Köchin mit. Da die ganze Maschinerie und alle Bedarfsmittel vom Fort nach Coloma geschafft werden mußten, ließ ich von Indianern eine Fahrstraße dorthin bauen. Der Mühlenbau ging rüstig von statten und wir durften hoffen, das Werk nach dem Winterregen in Betrieb setzen zu können.

Am späten Nachmittag des 28. Januars 1848 erschien Marshall bis auf die Haut durchnäßt in meinem Geschäftszimmer neben dem Wachthaus. Er war aufs äußerste erregt und verlangte sofort mich unter vier Augen im „großen Hause“, wo sich mein Privatbureau und das Zimmer des Sekretärs befanden, zu sprechen. Ich war sehr überrascht, denn es regnete in Strömen und ich hatte erst am Vortage alles, was er verlangt hatte, nach der Mühle geschickt. Ich hatte keine Ahnung, was er von mir wollte; aber ich führte ihn in meine Privatzimmer, die mit den alten, schwerfälligen Lorbeerholzmöbeln aus Fort Roß ausgestattet waren. Wir traten ein und machten die Tür zu. Marshall fragte mich, ob die Tür verriegelt wäre. Ich erwiderte: „Nein, aber ich werde sie abschließen.“ Ich wußte, daß er ein eigenartiger Mann war und hatte weiter keine Angst. Ich war unbewaffnet und es befand sich auch keine Flinte in dem Zimmer. Ich nahm an, daß er die

überflüssigen Vorkehrungen traf, um mir ein ihm wichtig erscheinendes Geheimnis vorzutragen.

Zunächst fragte er mich noch einmal: „Sind wir wirklich allein?“ Als ich bejahte, sagte er: „Ich möchte zwei Schalen Wasser haben.“ Ich zog die Glocke und ein Diener brachte das Verlangte. „Jetzt brauche ich noch einen Stab aus Rotholz“, fuhr Marshall fort, „und etwas Bindfaden und ein paar Kupferplatten.“ „Aber Marshall“, erwidere ich, „wozu braucht Ihr bloß alle diese Sachen?“ „Ich will eine Waage machen.“ „Aber ich habe doch genug Waagen in der Apotheke.“ „O, daran habe ich gar nicht gedacht“, sagte er. Ich ging und holte selber eine Waagschale.

Als ich damit zurückkam, schloß ich die Tür hinter mir, riegelte aber nicht ab. Ich hielt das für völlig überflüssig, denn die Tür führte in mein Schlafzimmer. Marshall zog nun aus seiner Hofentasche einen weißen baumwollenen Fetzen, in den er etwas eingewickelt hatte. Gerade als er das Tuch aufknüpfen wollte, ging ein Buchhalter durchs Zimmer, der von unserer Anwesenheit gar nichts wußte. „Seht Ihr“, rief Marshall aus und steckte sein Päckchen schnell wieder in die Tasche, „habe ich Euch nicht gesagt, daß man uns belauschen kann?“ Ich beruhigte ihn und befahl dem Buchhalter, das Zimmer zu verlassen. Dann holte der Zimmermann wieder sein geheimnisvolles Tuch hervor, öffnete es und zeigte mir den Inhalt. Es waren vielleicht anderthalb Unzen Goldstaub in Flocken und Körnern. Das größte Stück war fast so groß wie eine Erbse, das kleinste nicht einmal so groß wie ein Nadelkopf. „Ich glaube, dies ist Gold“, sagte Marshall, „aber die Leute in der Mühle lachten mich aus und nannten mich verrückt.“ Ich untersuchte es sorgfältig und sagte zu ihm: „Es sieht wie Gold aus, wir können es ja prüfen.“ Ich holte aus der Apotheke aqua fortis und goß es über das Metall, ohne daß sich dieses veränderte. Marshall fragte, ob ich etwas Silber hätte. Ich bejahte und holte ein paar Geldstücke hervor. Wir legten in eine der beiden Schalen der Waage das Gold und in die andere die gleiche Quanti-

tät Silber. Dann hielten wir die Schalen unter Wasser und sahen, daß das Gold schwerer wog als das Silber. Schließlich holte ich noch den entsprechenden Band eines alten amerikanischen Lexikons aus dem Schrank, um zu sehen, welche Proben noch gemacht werden könnten. Ich war dann gezwungen zuzugeben, daß es sich um feinstes Gold handelte.

Marshall verlangte, daß ich sofort mit ihm nach der Mühle reite. Da es stark regnete und die Abendbrotzeit herangekommen war, sagte ich zu ihm: „Ich glaube, es wäre besser, wenn Ihr erst einmal Abendbrot äßt und über Nacht im Fort bliebet. Morgen früh, sobald ich meine Anordnungen getroffen habe, werde ich Euch zur Mühle begleiten.“ Marshall aber wollte weder essen noch sich länger im Fort aufhalten. Er stieg zu Pferde und ritt in die regnerische Nacht hinaus.

Die Entdeckung kam mir nicht völlig unerwartet; denn ich war wiederholt auf das wahrscheinliche Vorhandensein von Gold in den Gebirgen aufmerksam gemacht worden. Merkwürdig war es freilich, daß mir meine Indianer bis dahin nie ein Körnchen Gold gebracht hatten. Ich hatte sie ersucht, mir alle Merkwürdigkeiten aus dem Gebirge ins Fort zu bringen und ihnen dafür entsprechende Bezahlung versprochen. Sie hatten dann auch alles mögliche abgeliefert: Tiere, Vögel, Pflanzen, junge Bäume, wildes Obst, Tonpfeifen, roten Ocker usw., aber niemals das kleinste Stückchen Gold.

Es war Mr. Dana, ein wissenschaftliches Mitglied von Wilkes Forschungsgefellschaft, der mich zuerst auf die Möglichkeit von Goldfunden in Kalifornien aufmerksam gemacht hatte. Er erzählte mir, als er mit der Gesellschaft im August 1841 auf meiner Besitzung weilte, daß er die stärksten Anzeichen, ja Beweise gefunden hätte, daß die Gegend um den Shaftaberg und weiter südlich stark goldhaltig sei. Wenig später besuchte mich der schwedische Forscher Dr. G. M. W. Sandels. Seine Zeit erlaubte ihm nicht, lange zu verweilen, und er konnte nur einen Teil des Landes ganz ober-

flächlich erforschen. Aber auch er sagte mir, daß er sichere Anzeichen von Gold entdeckt habe und er bedauerte, die Sierra Nevada nicht gründlich durchsuchen zu können. Er ermutigte mich, nicht nach Gold zu graben, da die Ausbeute sehr zweifelhaft und wahrscheinlich nur für eine Regierung gewinnbringend sein würde. Ich glaubte daher, daß es weiser sei, beim Pfluge zu bleiben, obgleich ich sicher war, daß das Land reich an Gold und andern Metallen war.

Wieder einige Jahre später machte mich ein alter, treuer mexikanischer Diener darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich in den Bergen am Bärenbach (Bear Creek) Gold zu finden sei. Dieser Mexikaner war mir aus den Vereinigten Staaten nachgekommen, sobald er gehört hatte, wo ich mich niedergelassen hatte. Er verstand sich auf die Goldwäscherei und wollte sich nach der Rückkehr von dem 1845er Feldzuge, auf den wir uns damals gerade vorbereiteten, ans Werk machen. Zu meinem großen Leidwesen wurde der arme Bursche ein Opfer seines Patriotismus. Als er mir eine Botschaft Micheltorenas überbringen wollte, wurde er in der Nähe meines Lagers vom Feinde ergriffen und als Spion aufgehängt.

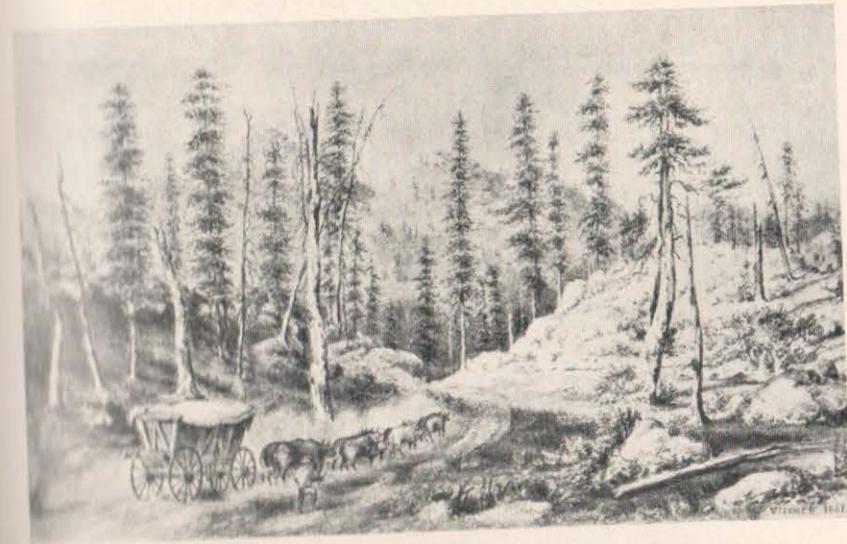
Noch während der Nacht nach Marshalls Besuch kam es mir zum Bewußtsein, welcher Fluch auf der Entdeckung ruhen könnte. Ich hatte natürlich keine Ahnung von der Ausdehnung der entdeckten Goldader; aber ob sie groß oder klein sein würde, ich wußte bestimmt, daß die Entdeckung geeignet war, meine Pläne zu durchkreuzen. Es war daher ein sehr melancholischer Ritt, den ich am nächsten Morgen in Begleitung von zwei Indianern, einem Sergeanten und einem Soldaten, nach der Mühle machte.

Als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sah ich, daß sich in einiger Entfernung vor uns in den Gebüsch am Wege etwas bewegte. Ich wandte mich an einen meiner Begleiter und fragte: „Was kann das sein?“ „Das ist derselbe Mann, den ich gestern abend bei Euch gesehen habe“, war die Antwort.



Die Sagemühle Sutters

Nach einem Gemälde des deutschkalifornischen Künstlers Carl Nahl

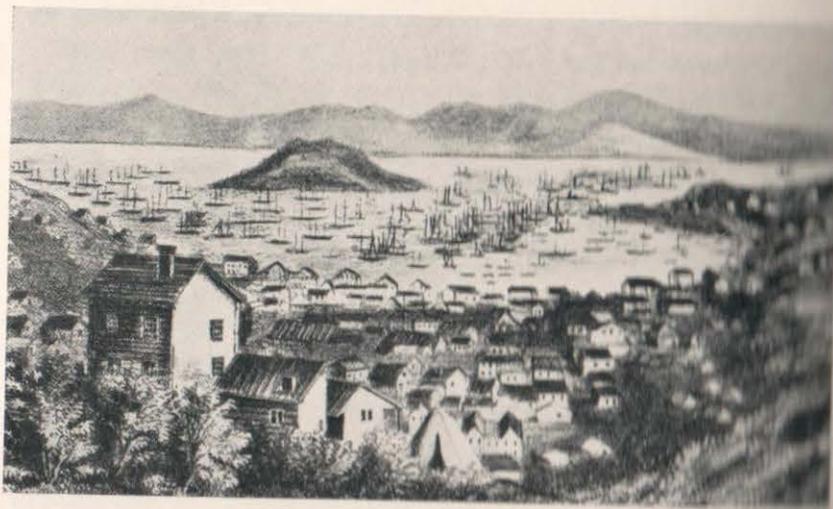


Lebensmitteltransport zur Sagemühle

Zeichnung von E. Vischer



Coloma nach der Entdeckung des Goldes
Aus Coys „Pictorial History“



Verlassene Segler im Hafen von San Francisco
Aus Coys „Pictorial History“

Als ich näher kam, sah ich, daß es tatsächlich Marshall war. Es regnete noch immer in Strömen. „Habt Ihr denn die ganze Nacht auf der Landstraße zugebracht?“ fragte ich. „Nein“, antwortete Marshall, „ich bin über Nacht in der Mühle gewesfen und bin nur gekommen, um Euch hier zu treffen.“⁹¹

Während des Weiterreitens war Marshall immer noch sehr unruhig. Er glaubte, daß die ganze Umgegend der Mühle stark goldhaltig sei. Als wir die Mühle erreichten, ging ich gleich mit ihm zu dem Gerinne. Leute waren an der Arbeit, dieses zu erweitern und zu vertiefen. Ich befahl den Leuten, mit der Arbeit aufzuhören und das Wasser durchlaufen zu lassen. Als der Kies und die Erde fortgewaschen waren, ließ ich das Wasser wieder abstellen und begann den Boden zu durchsuchen. Ich fand eine Anzahl Goldkörnchen; Marshall und die Mormonen fanden ebenfalls kleine Quantitäten und gaben sie mir. Ich sagte zu meinen Arbeitern: „Sobald ich einen Goldschmied finden kann, werde ich aus diesem Gold einen Fingerring machen lassen.“ Diesen Ring habe ich noch jetzt in meinem Besitz. Er wiegt ungefähr anderthalb Unzen und trägt, zusammen mit meinem Familienwappen, die Inschrift „Das erste, im Januar 1848 entdeckte Gold“.

Ich versammelte alle Arbeiter, sagte ihnen, daß die gelben Körner ohne Zweifel Gold seien und bat sie, die Entdeckung noch sechs Wochen geheim zu halten. Um diese Zeit hoffte ich meine große Mahlmühle bei Brighton fertiggestellt und in Betrieb gesetzt zu haben. Alle versprachen das Geheimnis zu wahren.

Es sollte jedoch anders kommen.

Das Goldfieber

Ich blieb mehrere Tage in Coloma und kehrte erst am 5. Februar nach Neu-Helvetien zurück. Da die Arbeiter bei der Sägemühle dringend Lebensmittel brauchten, fandte ich nach meiner

Rückkehr den Schweizer Fuhrmann Jakob Wittmer mit einer Ladung dorthin. Ich hätte klüger getan, einen meiner Indianer zu schicken.

Nachdem der Schweizer seine Fracht abgeladen hatte, schlenderte er bei der Mühle umher und traf Frau Weimar und deren Jungen. „Wir haben Gold“, riefen die letzteren. Der Mann lachte sie aus; aber dieses Lachen machte die Mutter ärgerlich. „Da ist weiter nichts zu lachen“, sagte sie, „wir haben wirklich Gold gefunden. Seht hier, was ist dies?“ Die Frau hatte keine Ahnung, was sie mit ihrer losen Zunge angerichtet hatte.

Der Fuhrmann las sich etwas Gold auf und kehrte zum Fort zurück. In einem meiner Nebengebäude in der Nähe des Forts hatten Samuel Brannan und George Smith, ein Verwandter des großen Mormonenpropheten Joseph Smith, einen Laden eröffnet. Neben meinem eigenen Geschäftshaus war es der erste Laden, der im Sacramental betrieben wurde. Viele Ansiedler des Tales brachten Felle, Häute, Talg und andere Erzeugnisse in dieses Geschäft und tauschten sie gegen Manufakturwaren um. McKinstry, der damals im Fort wohnte, nannte das Geschäft einen „Hemdzipfelladen“, weil die Besitzer jedesmal, wenn ich ein paar Sachen für meine Indianer kaufen wollte, ausriefen: „O, Ihr werdet das Sortiment auseinanderreißen.“ Trotzdem gewann dieser Laden nach der Entdeckung des Goldes große Bedeutung.

Nun war es ein streng eingehaltener Geschäftsgrundsatz der Besitzer dieses „Hemdzipfelladens“, daß Whisky unter keinen Umständen auf Borg gegeben wurde. Branntwein war ein zu wichtiger Artikel, als daß man ihn gegen Kredit verkauft hätte. Der Schweizer Fuhrmann war für gewöhnlich ein nüchterner Mann. Heute aber glaubte er sich zur Feier des Tages eine Flasche Branntwein leisten zu können. An dem Ladentisch, wo man ihm früher Whisky verweigert hatte, verlangte er mit lauter Stimme sein Teufelswasser und holte zu gleicher Zeit voll Stolz seinen Goldstaub hervor.

„Was soll dies heißen? Ihr wißt sehr wohl, daß Whisky nur um bares Geld zu haben ist“, rief Bruder Smith aus. „Dies ist Geld“, erwiderte der Fuhrmann, „es ist reines Gold.“

„Hol Euch der Teufel“, brüllte Smith, „wollt Ihr mich zum Narren halten?“ „Geht doch nach dem Fort und erkundigt Euch bei dem Kapitän, wenn Ihr es nicht glauben wollt“, kam die Antwort.

Smith kam tatsächlich in großer Eile und noch größerer Wut zu mir gelaufen und sagte: „Euer Fuhrmann kam in meinen Laden und wollte mir weismachen, daß dies Gold sei. Ich weiß natürlich, daß er schwindelt und habe ihm das auch gesagt.“

„Trotzdem ist es Gold.“ Was wollte ich anders sagen? Die Katze war aus dem Sack.³²

Smith fandte Brannan sofort eine schriftliche Mitteilung, und dieser kam, gefolgt von einem großen Haufen.

Es war der Anfang vom Ende. Einer nach dem andern meiner Leute verschwand in der Richtung der Goldfelder. Die Mormonen betrugten sich noch am anständigsten. Viele bedauerten, daß ich infolge des Goldfiebers in Schwierigkeiten geriet, und manch einer blieb, um die angefangene Arbeit zu beenden.

Aber auch diese Leute konnten schließlich der Versuchung, durch Goldgraben schnell reich zu werden, nicht länger widerstehen. Am 7. März verließ mich die erste Gruppe der Mormonen und in wenigen Tagen folgten die übrigen dem Beispiel. Nur die Lahmen und Kranken blieben zurück.³³ Von allen meinen weißen Angestellten hielten nur noch der Sekretär und der Koch bei mir aus. Brannan und Smith hatten das Interesse ihrer Kirche im Sinne. Sie verlangten, daß alle guten Mormonen 30 Prozent, später 10 Prozent ihres Verdienstes ablieferten, um dem Herrn der Heerscharen einen Tempel zu bauen. Brannan verpflichtete sich den Mormonen gegenüber, Handwerkszeug, Waren und Lebensmittel zu liefern und die Goldwäscher sollten ein Drittel an den schlauen Geschäftsmann und ein weiteres Drittel an den lieben Gott abgeben. Aber Brannan, der die Schlüssel zum Brannt-

weinschrank in den Händen hatte, erhielt den Löwenanteil. Er baute eine Reihe Häuser, aber einen Mormonentempel habe ich in ganz Kalifornien vergebens gesucht. Sein Laden wurde eine regelrechte Goldgrube und der Besitzer wurde schwer reich.

Ich sah bald ein, daß ich mit den Wölfen heulen müsse. Da ich Neu-Helvetien nicht verlassen konnte, wurde ich stiller Teilnehmer einer Goldgräbergesellschaft, die Weimar und Marshall mit einem gelernten Bergmann, namens I. Humphrey, Anfang April in Coloma gebildet hatten. Ich verfuhr die Gesellschaft mit Indianern, Pferden und Nahrungsmitteln, fand aber bald heraus, daß ich dabei Geld verlor und zog mich wieder zurück. Nicht besser fuhr ich bei einem andern Unternehmen. Ich hatte den größten Teil meines Viehbestandes nach der Hock-Farm am Featherfluß geschafft, aber viele Tiere hatten sich infolge der mangelnden Bewachung verlaufen. Da ich wußte, daß die Leute in Marysville ohnehin bald diese Rinder abfangen würden, machte ich einen Vertrag mit Mr. Owens aus Missouri. Dieser sollte die frei herumlaufenden Tiere einfangen und ab Schlachten und mir die Hälfte seines Verdienstes abliefern. Der gute Mann begann das Geschäft damit, daß er mir eine teure Durhamkuh, die mich 300 Dollar gekostet hatte, ab Schlachtete. Natürlich mußte ich ihn fortjagen. Auch ein drittes Unternehmen, die Eröffnung eines Geschäftes in Coloma gemeinsam mit dem berühmten Überlandführer L. W. Hastings schlug fehl. Hastings war meines Vertrauens unwürdig. Das Geschäft machte Profite, aber ich verlor nur dabei.

Schon im März und April kamen einzelne Neugierige aus San Francisco, wie Yerba Buena jetzt genannt wurde, nach dem Fort, um von hier nach den Bergen weiterzuwandern. Aber der eigentliche Goldsucherstrom setzte erst Mitte Mai ein. Das ganze Land schien mit einem Mal verrückt geworden zu sein.³⁴

Kaufleute, Ärzte, Anwälte, Schiffskapitäne, ließen Weib und Kinder in San Francisco und wurden Goldgräber. Die eben er-

öffnete Schule mußte wieder geschlossen werden; der Lehrer war mit samt den ältern Schülern Gold waschen gegangen. Wer ein Grundstück besaß, verkaufte es um ein Butterbrot — Grundstücke, die jetzt 100 000 und mehr Dollar wert sind. Die Schlaun kehrten bald wieder nach San Francisco zurück, kauften Waren auf, schafften sie auf dem Wasserwege nach meinem Fort und verkauften sie in den Minen mit großem Profit. Alles wertlose Zeug, das seit Jahren unverkauft in den Häfen von Mittel- und Südamerika, von Mexiko und den Sandwich-Inseln gelegen hatte, wurde an den Mann gebracht. Soldaten verließen die Fahne, Matrosen ließen ihre Schiffe im Hafen verfaulen.

Samuel Kyburz,³⁵ ein Deutschschweizer, eröffnete im „großen Hause“ des Forts ein Gasthaus und machte die besten Geschäfte. Viele Kaufleute stapelten ihre Waren in meinem Laden auf, der von einem Indianer bewacht wurde. Es dauerte aber nicht lange und jeder Stall und jede Hütte war ein Laden oder ein Speicher. Die Fähre über den Fluß war den ganzen Tag im Gange. Sie wurde natürlich von Indianern bedient, denn jeder Weiße hielt es unter seiner Würde, zu arbeiten. Allabendlich lieferten die Indianer das Fährgeld abzüglich ihres Lohnes ab. Weiße Leute wären damals kaum so ehrlich gewesen. Mit Hilfe der Indianer war es mir auch noch möglich, etwa einen Drittel meiner Weizen-ernte einzubringen; das übrige mußte ich auf dem Felde verfaulen lassen. Nachdem die Eingeborenen aber einmal den Wert des Goldes begriffen hatten, waren auch sie nicht mehr zu halten.

Die Indianer, die von weißen Goldgräbern angestellt waren, kamen häufig nach dem Fort und kauften in den Läden alle möglichen Artikel zu unerhörten Preisen. Kein Wunder, daß meine eigenen Indianer dadurch zu dem Wunsche verführt wurden, auch in das Gebirge zu gehen, um Gold zu suchen. Ich sah mich schließlich genötigt, ihrem Betteln nachzugeben. Ich ließ eine Anzahl Wagen mit Lebensmitteln und Waren beladen, bestellte einen Verwalter und verließ Neu-Helvetien mit etwa hundert Indianern

und fünfzig Kanaken, welche letztere im Laufe der Jahre ihren Landsleuten aus den Sandwich-Inseln gefolgt waren.

Das erste Lager schlugen wir ungefähr zehn Meilen jenseits der Mormoneninsel an der südlichen Gabel des Americanflusses auf. Aber innerhalb weniger Wochen hatten sich so viele andere Goldsucher dazu gefunden und mit meinen Indianern Bekanntschaft gemacht, daß sich die Goldwäscherei nicht mehr lohnte. Ich rückte daher mit meinen Leuten weiter nach Süden und schlug am Sutter-Bach (jetzt in Amador-County) ein neues Lager auf. Ich hoffte dort ungestört Gold waschen zu können, und eine Zeitlang ging auch die Arbeit flott von statten. Aber es dauerte nicht lange, ehe sich drei oder vier fliegende Groghändler in einer Entfernung von ein bis zwei Meilen vom Lager niederließen. Natürlich trugen die Farbigen nun das Gold dorthin, verschwendeten es bei Trunk und Spiel und waren am nächsten Tage krank und unfähig zur Arbeit. Alle, besonders aber die Kanaken, gerieten immer tiefer in Schulden bei mir.

Ich sah bald ein, daß es höchste Zeit sei, dem Unternehmen ein Ende zu machen, bei dem ich nur Zeit und Geld verlor. Ich kehrte daher nach dem Fort zurück und entließ die meisten Leute, die ich in den Bergen bei der Goldgräberei angestellt hatte. Die ganze Expedition bedeutete nur einen weitem Verlust für mich.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß im Sommer meine Werkstätten still standen. Die wichtigste Industrie, die Gerberei, ging völlig in Brüche. Die Lohgruben waren mit Fellen gefüllt, aber alles verkam und verdarb. Die Schuh- und die Hutmachereien, die Schmieden, die Sattlerei — alles lag voll halbfertiger Ware. Am schlimmsten war es, daß ich meine Mahlmühle nicht mehr in Betrieb setzen konnte. Wäre das Geheimnis nur sechs Wochen gewahrt worden, hätte mir die Mühle noch ein kleines Vermögen eintragen können; denn Mehl war natürlich einer der wichtigsten Handelsartikel. Wie die Dinge sich entwickelten, verlor ich an diesem Mühlenbau schlecht gerechnet 25 000 Dollar. Die Säge-

mühle bei Coloma war wohl Ende März in Gang gesetzt, aber nach wenigen Wochen wieder verlassen worden.

Am 4. Juli feierten wir den Tag der Unabhängigkeitserklärung zum erstenmal unter dem Sternenbanner. Obgleich mir wenig zum Feiern zumute war, veranstaltete ich doch ein großes Festessen, an dem der militärische Gouverneur von Kalifornien, Oberst R. B. Mason, der Staatssekretär Kapitän W. T. Sherman und der Quartiermeister Kapitän J. L. Folsom teilnahmen. Diese Herren hatten eine Reise in die Minen gemacht und waren natürlich von den meisten ihrer Begleiter verlassen worden.

Morgens ließ ich die Flaggen hissen und die Geschütze abfeuern. Dann setzten wir uns in meiner alten Waffenhalle an die Tafel, die Kyburz, der damals mein Verwalter war, aufs schönste hergerichtet hatte. Meine Köche waren alle fortgelaufen; aber es befanden sich damals einige Frauen im Fort, die ausgezeichnet zu kochen verstanden. Junge Indianer dienten als Aufwärter. Wir hatten Rindfleisch, Wildbret, Geflügel und alle Delikatessen, die ein Grenzerland aufzuweisen hat. Mr. C. E. Pickett, der Philosoph, war der Festredner und machte seine Sache ausgezeichnet. Zahlreiche Trinksprüche wurden ausgebracht und alle waren glücklich, das Fest unter amerikanischer Flagge feiern zu können. Ein französischer Schiffskapitän hatte mir grade vor einigen Tagen in seiner Schaluppe eine Ladung Sauterne, sowie Branntwein und andere gute Dinge nach dem Fort gebracht. Da den Getränken fleißig zugesprochen wurde, herrschte bald eine sehr gehobene Stimmung. Sherman sagt in seinen Lebenserinnerungen, daß ich betrunken gewesen sei, aber ich war nicht mehr betrunken als er selber. Männer können nicht Alkohol trinken, ohne dessen Wirkung zu spüren, und es geziemt sich nicht für einen Offizier, der meine Gastfreundschaft genossen hatte, solche lose Bemerkungen zu machen. Ich glaube, er hat sich später selbst deswegen geschämt; denn in einem Brief hat er alles zurückgenommen und sich wegen seiner Taktlosigkeit entschuldigt.²⁰

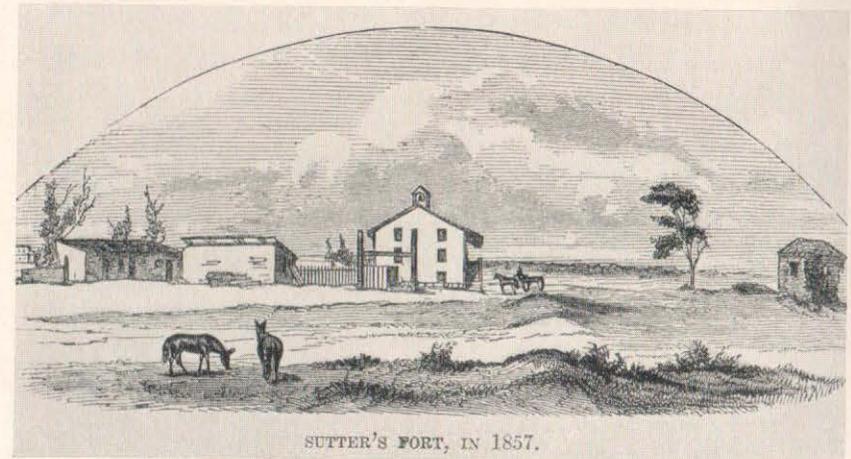
Dieser 4. Juli war der letzte große Tag, den Neu-Helvetien gesehen hat.

Bald darauf siedelte ich nach meiner Hock-Farm über, wo Bidwell mir ein schönes Wohnhaus gebaut hatte. Ich ließ das Besitztum aufs beste herrichten, denn dorthin wollte ich meine Familie führen, auf deren Empfang nach 13jähriger Trennung ich mich vorbereitete.

Marshall verarmte nach der Entdeckung des Goldes gänzlich. Er hatte immer große Rosinen im Kopf. Er folgte der Führung seines „Schutzgeistes“ und trieb sich, mit allerlei Unternehmungen beschäftigt, in den Mittelgebirgen herum. Einmal kam er zu mir und erbat meine Hilfe. Ich gab ihm mehrere Indianer und zwei Pferde. Nach einer Abwesenheit von zwei Wochen kehrten die Indianer ärgerlich zurück; sie hatten es nicht bei Marshall aushalten können. Trotzdem rüstete ich ihn nochmals mit Leuten und Tieren aus, ohne daß es ihm gelang, eines seiner Ziele zu erreichen, nach denen er strebte. Der Fluch des Goldes lastete auch auf ihm.

Der Zusammenbruch

Je mehr der Strom der Goldfucher aus den Vereinigten Staaten, aus Südamerika, aus Europa, aus Asien anschwoll, je größer wurde die Zuchtlosigkeit. Mein Besitz schwand in den nächsten Jahren dahin wie Schnee in der Sonne. Ein altes Sprichwort sagt, daß alles gestohlen werden kann, nur keine Mühlen- und keine Meilensteine. Mir aber wurden tatsächlich die Mahlsteine des Mühlwerkes fortgestohlen. Das Gefindel stahl überhaupt alles, auch wenn es niet- und nagelfest war. Sie stahlen die Glocken und die Torgewichte aus dem Fort, sie stahlen die Felle aus den Lohgruben. Ich hatte grade 200 Fässer anfertigen lassen, da ich die Lachspökelei im Großen betreiben wollte. Sie wurden gestohlen. Die Kanonen, soweit ich sie nicht schon meinen Nachbarn ge-

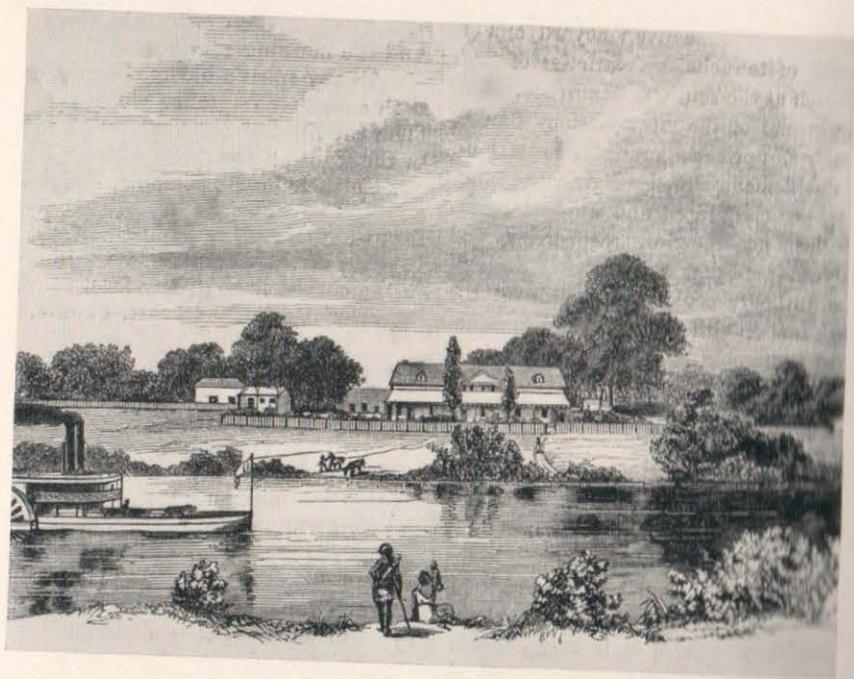


SUTTER'S FORT, IN 1857.

Die Überreste der stolzen Feste



Die Anfänge der Stadt Sacramento



Das Herrenhaus auf der Hock-Farm

schenkt hatte, wurden fortgeführt. Niemand war da, um dem Treiben Einhalt zu gebieten, alle hatten mich verlassen. Es hatte keinen Zweck, die Tore zu schließen, das Gefindel hätte sie eingerissen. Einwanderer trieben ihr Vieh in meine Höfe und verfütterten unter größter Verschwendung mein Getreide. Mein Einspruch half nicht das geringste. Ich war allein und kein Gesetz wurde beachtet. Überall herrschte das Faustrecht. Wegen einer ganz geringen Beleidigung wurde ein Mann unmittelbar vor meiner Nase im Fort erschossen.

Mein reicher Vieh- und Pferdebestand wurde eine leichte Beute der Goldfucher. Warum sollten sie die Tiere erst kaufen, da ihnen das Stehlen so leicht gemacht war. Meine indianischen Vaqueros konnten nicht verhindern, daß die Rinder zu Hunderten abgetrieben wurden. Während der großen Überschwemmung des Jahres 1849 mußte das Vieh sich auf die Hügel flüchten und konnte von den Hirten überhaupt nicht bewacht werden. Fünf Mann gründeten eine Genossenschaft, heuerten noch eine Anzahl Schlächter und eine Bootsmannschaft an und betrieben die Abschachtung von gestohlenem Vieh im Großen. Sie monopolisierten eine Zeitlang den Fleischhandel und konnten, ehe sie im Frühjahr 1850 nach den Staaten zurückgingen, einen Reingewinn von 60 000 Dollar unter sich verteilen. Im folgenden Winter erschien einer dieser Banditen wieder in meiner Gegend, um mit Hilfe einer neuen Bande das einträgliche Geschäft mit dem noch übrig gebliebenen Vieh zu wiederholen. Glücklicherweise waren die Zustände ein wenig besser geworden. Als meine Vaqueros die Diebsgesellschaft bei einer Schlächtereierterpung hatten, ließ ich den Sheriff aus Nicolaus kommen. Als dieser auf der Hock-Farm erschien, gab ich ihm eine Anzahl Leute mit, um die Gesellschaft aufzuheben. Ehe sie aber abgefaßt werden konnten, waren die Burfchen in ihre Boote gesprungen und davongerudert. Meine Leute wollten auf die Flüchtlinge feuern, aber der Sheriff untersagte es ihnen und die Räuber entkamen unbeftraft.

Während des Winters 1848/49, während ich in Coloma eingeschneit war, hatte sich mein ältester Sohn, der als erster von meiner Familie eingetroffen war, von Brannan überreden lassen, die Stadt Sacramento anzulegen. Ich war immer dagegen gewesen, bei meinem Fort eine Stadt zu gründen, und die wiederholten Überschwemmungen der folgenden Jahre mit dem großen Verlust von Leben und Eigentum haben mir recht gegeben. Ich hielt daran fest, daß die hochgelegene Stadt Sutterville die künftige Metropole des Inlandes werden mußte. Aber Brannan hatte sein Geschäft an dem Fluß in der Nähe des Forts angelegt und wußte sehr wohl, daß sein Besitz darunter leiden würde, wenn Sutterville sich zur Großstadt entwickelte. Da ich meinem Sohn gerichtliche Vollmacht erteilt hatte, konnte der Plan in meiner Abwesenheit durchgeführt werden. Sie nannten die Stadt Sacramento und ich konnte nach meiner Rückkehr nicht anders als Ja und Amen dazu sagen.

Da der Boden der Stadt, soweit ich nicht einzelne Grundstücke verschenkt hatte, noch mir gehörte, ließ ich ihn parzellieren und verkaufen. Mein Sohn hatte den späteren Gouverneur des Staates, P. H. Burnett, zum Agenten bestellt. Ich bemerkte aber, daß dieser Herr auf meine Kosten schneller reich wurde, als mir lieb war. Ich setzte ihn daher ab und entzog auch meinem Sohn die Vollmacht. Indessen fuhr ich mit den von mir ernannten Agenten auch nicht besser. Sie sollten die Grundstücke einzeln verkaufen und eine hohe Provision erhalten. Der eine heiratete bald danach und ergab sich dem Trunke. Aber der andere erwarb sich als mein Vertreter in ganz kurzer Zeit das stattliche Vermögen von 80 000 Dollar. Als ich seine Firma später bat, meine Vertretung wegen der Landstreitigkeiten zu übernehmen, lehnten die Herren mit der Begründung ab, daß sie anderweitig zu beschäftigt seien.

Andere Agenten und Vertreter, die ich anstellte, handelten nicht besser an mir. Ich hatte keine Ahnung von derartigen Geschäftsmethoden und wurde von allen Seiten beschwindelt. Wehmütig dachte ich oft an meine ehrlichen Gehilfen zurück, die mir

geholfen hatten das Land zu erschließen, ehe das Gold seinen Fluch darüber ausgesprochen hatte. Ihre Treue hatte mich veranlaßt, vielen Leuten mein Vertrauen zu schenken, von denen ich dann an allen Ecken betrogen wurde. Einem dieser neuen Freunde, dem General W. M. W., war es sogar gelungen, sich in meinem Namen 5000 Dollar zu monatlichen Zinsen von 10 Prozent zu borgen. Diese Schuld war im Jahre 1857 auf 35 000 Dollar angewachsen, und als ich eines Tages nichts ahnend bei meiner Familie im Herrenhause der Hock-Farm saß, erschien der Sheriff und beschlagnahmte mein Besitztum. Nur mit Mühe gelang es mir damals, diesen meinen letzten Besitz zu retten. General W. aber hatte unterdessen die Witwe von James King of Williams geheiratet und sich und seine ganze Familie in Öl malen lassen — auf meine Kosten natürlich.³⁷

Inzwischen war, im Herbst 1849, in Monterey die verfassungsgebende Versammlung zusammengetreten. Ich wurde zum Abgeordneten für Sacramento erwählt und nahm in Monterey bei meinem alten Freund Spence Wohnung. Ich hatte mir auf der Reise dorthin ein Fieber zugezogen, erholte mich aber bald und konnte an der Arbeit des Landtages teilnehmen. Wir prüften sorgfältig die Verfassungen der andern Staaten der Union und wählten daraus, was uns für unsern Staat am geeignetsten erschien. Eine Erwähnung der heiklen Sklavenfrage wurde von den Abgeordneten, die aus den Südstaaten stammten, ängstlich vermieden. Sie fürchteten von allen Ämtern ausgeschlossen zu werden, denn die Mehrheit war offenbar dagegen, aus Kalifornien einen „Sklavenstaat“ zu machen. Die Mitglieder der Versammlung arbeiteten sehr schwer und in sechs Wochen war alles erledigt — zum großen Leidwesen aller derjenigen, die weiter nichts zu tun hatten und daher die Session so lange wie möglich auszudehnen wünschten. Allerdings mußten wir lange Abend- und Nachtsitzungen abhalten, um wirklich in der kurzen Zeitspanne fertig zu werden.

Am Schlußtage der Verhandlungen erkrankte der Präsident, Dr. Robert Semple, und ich wurde an seine Stelle gewählt. Wir begaben uns in feierlichem Zuge zu dem militärischen Gouverneur des Landes, General B. Riley, um ihm von unsern Beschlüssen amtliche Mitteilung zu machen. An der Spitze marschierte der Sergeant-at-arms. Dann folgte ich mit einem Senator an einem und M. M. McCarver am andern Arm. Nicht nur alle Abgeordneten, sondern auch die Sekretäre und sonstigen Beamten nahmen am Zuge teil. Beim Gouverneur angekommen, richtete ich eine Ansprache an ihn, in der ich ihm für seine Dienste dankte. General Riley erwiderte, daß, abgesehen vom Tage der Schlacht bei Contratos, dies der glücklichste Tag seines Lebens sei. Dann wurde aus dem reichlich gefüllten Keller des Gouverneurs Wein herbeigeführt und zahllose Trinksprüche ausgebracht. Bald danach waren die Krankenwagen bereit, die meisten unserer Abgeordneten nach San Jose zu schaffen. Der damalige Major und spätere General E. Canby hatte diese Wagen in seiner Verwaltung und ließ sie uns für diesen Zweck.

In Monterey war der Vorschlag gemacht worden, mich als Kandidat für den Gouverneurposten aufzustellen. Ich hatte damals abgelehnt, fühlte mich aber später verpflichtet, meine Kandidatur gutzuheißen. Leider war es dann zu spät. Der Gegenkandidat P. H. Burnett hatte im Staate eine rührige Wahlpropaganda entfaltet und wurde gewählt, obgleich es mir gelang, allein in San Francisco 1000 Stimmen zu erhalten.³⁸ Hätte ich Gelegenheit gehabt, vor Burnett die Gebirgsbezirke zu bereifen, wäre ich nie geschlagen worden.

Nach einem Jahre legte Burnett sein Amt nieder und J. Mc Dougal wurde Gouverneur. Unter den Abgeordneten, die zur ersten Legislatur erwählt wurden, bestand nur etwa ein Drittel aus guten Leuten, die übrigen waren nichts wert. Sie erschienen in den Versammlungsräumen mit Revolvern und Boviemessern in ihren Gürteln. Saufen, Fluchen und Lärmen waren an der Tagesordnung.

Die neue Regierung des Staates behandelte die Squatter, die sich auf meinem Besitz niedergelassen hatten, zu wohlwollend und machte in der Erledigung der Landansprüche die schlimmsten Fehler. Ich war daher sehr froh, als die von der Regierung der Vereinigten Staaten eingesetzte Landkommission zusammentrat. 1854 entschied diese Kommission den Streit zwischen den Squattern und mir zu meinen Gunsten. Der gesamte Besitz, den die Freibriefe Alvarados und Micheltorenas mir übergeben hatten, wurde als mein rechtmäßiges Eigentum anerkannt. Sieben Jahre später bestätigte das Bezirksgericht von Nord-Kalifornien diese Entscheidung; aber im Jahre 1864 erklärte das Oberbundesgericht nur Alvarados Titel zu Recht bestehend an. Da ich nunmehr die Ansiedler, denen ich auf Grund der Verschreibung Micheltorenas Landtitel gegeben hatte, aus meinem ursprünglichen Besitz entschädigen mußte, bedeutete dieser Spruch meinen völligen Ruin.

Der jährliche Ehrenlohn von 3000 Dollar, den mir die Legislatur im Jahre 1864 auf fünf Jahre und nach Ablauf dieser Zeit auf weitere fünf Jahre bewilligte, war durchaus kein Geschenk des Staates und wäre von mir auch nicht als solches angenommen worden. Die 30 000 Dollar waren lediglich eine Entschädigung für die Steuern, die ich für die Sobrante- (das heißt Micheltorenas) Verschreibung bezahlt hatte — für einen Besitz also, der mir dann widerrechtlich abgesprochen worden war. Mein Sohn bemühte sich später um weitere staatliche Unterstützung für mich; ich lehnte aber die Bewilligung, die bereits vom Staatsenat angenommen worden war, mit Dank ab.

Als ich 1847 mich zum Bau der Sägemühle, bei deren Herstellung dann Gold entdeckt wurde, entschloß, nannten überkluge San Franciscoer Kaufleute dies eine neue Torheit Sutters. Nun wohl, diese Torheit hat nicht nur Tausenden von Menschen zu Vermögen verholfen, sondern hat auch damals die Welt vor dem Bankerott bewahrt.³⁹ Allmählich habe ich aber eingesehen, daß es,

soweit mein Schicksal in Frage kommt, tatsächlich eine Torheit war. Wäre das gelbe Metall damals nicht entdeckt worden, wäre ich heute der reichste Mann an den Küsten des Stillen Meeres.

Seit elf Jahren ist nun mein Anspruch vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten. Das Land der Sobrante-Verschreibung ist 1.25 der Acker wert. Die Summe, welche die Regierung dafür erhalten hat, beläuft sich auf 122 000 Dollar. Das ist alles, was ich verlange. Der beratende Ausschuß fürchtete, daß die Summe zu groß wäre, um vom Kongreß bewilligt zu werden, und stimmte für eine Entschädigung von 50 000 Dollar. Ich bin sicher, daß ich diesen Betrag erhalten werde, aber meine Bemühungen haben mich bereits 25 000 Dollar gekostet und weitere 10 000 Dollar Anwaltskosten sind noch zu bezahlen.

Mit solcher Ironie behandelt das Schicksal seine Glückskinder!